



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutschland und die äußere Politik Frankreichs

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Reichszugehörigkeit pflegen würde, und den der Kaiser dann nur mit Hilfe des Bundesrats absetzen könnte! Der lebenslängliche Statthalter wäre, nicht heute, aber in fernerer Zukunft, der direkte Weg zum Verlust des Reichslandes. Wer das nicht einsehen will, befrage gefälligst die deutsche Geschichte des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts.

Nein! Will man in Elsaß-Lothringen und an Elsaß-Lothringen irgend etwas ändern, so kann es nur im Sinne der Erstarkung und Verstärkung der kaiserlichen Gewalt- und Machtbefugnis, der Beziehungen der Kaiserkrone zum Lande geschehen. Alles andre wäre ein gefährlicher Unfegen. Ob aber der Kaiser selbst dazu bereit ist, ob die deutschen Fürsten geneigt sind, sich ihres ideellen Mitbesitzes zu entäußern, ist eine keineswegs ohne weiteres zu bejahende Frage.

8



Deutschland und die äußere Politik Frankreichs



U n dem Schreiben, das der frühere Ministerpräsident Combes beim Abschied dem Staatschef überreichte, heißt es: „Ich habe das Vertrauen zur geeinigten Linken, daß sie das Werk der geistigen Befreiung, des sozialen Fortschritts und der Annäherung zwischen den Völkern, das mein Ministerium vollbracht hat, verteidigen und weiter fortsetzen wird.“ Der neue Premier, Maurice Rouvier, sagte in seiner Programmrede in der Deputiertenkammer: „Nach außen werden wir die Politik fortsetzen, die dank der Unterstützung durch das Parlament und der Zustimmung der Nation, durch die kraftvolle Betätigung unsrer Allianz und die Durchführung vorteilhafter Annäherung nach anderer Seite unsre Stellung in der Welt befestigt und unser Land in Stunden der Gefahr zu einem einflußreichen Faktor der Eintracht unter den Völkern gemacht hat.“ Das heißt, aus der amtlichen Phraseologie ins Gemeinverständliche übersetzt: Herr Delcassé wird die Politik fortsetzen, die er seit mehr als sechs Jahren vom Quai d'Orsay aus getrieben hat. Bis dahin hatte er das Koloniale verwaltet, und seine erste Tat war es, den Rückzug von Faschoda zu decken. Weder im Volk noch in der Kammer ist man mit allem einverstanden gewesen, was er inzwischen unternommen hat; doch zeigte er von Anfang an eine große Sicherheit und Gewandtheit in der Geschäftsführung, die ihm das Vertrauen der maßgebenden Kreise erwarb. Für sein Fach kam ihm zugute, daß er, der in jungen Jahren der Patriotenliga angehört hatte, später in innerpolitischen Dingen einem in allen Farben schillernden Opportunismus huldigte, der ihm erlaubte, aus einem Ministerium ins andre ohne Anstrengung überzugehen. Persönlich ein wohlhabender Mann war er auch den Ansprüchen seiner Stellung nach repräsentativer Seite gewachsen und konnte nicht leicht in den Verdacht kommen, pekuniären Lockungen zugänglich zu sein, was bei französischen Staatswürdenträgern, besonders seit den Tagen von Panama, durchaus nicht so ohne weiteres

feststehende Regel ist. Herr Delcassé ist heute ein Mann von zweiundfünfzig Jahren, auf der Höhe seiner Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit; er kann noch viele Jahre der leitende Mann Frankreichs für die internationalen Beziehungen bleiben und wird vielleicht noch mehr als einen Kabinettschef überleben. Der Grundsatz, die Verwaltung des Auswärtigen Amtes nicht durch innerpolitische Krisen in ihrer Kontinuität unterbrechen zu lassen, muß durchaus gebilligt werden und tilgt in etwas die schweren Nachteile parlamentarisch regierter Staaten gegenüber monarchischen, besonders absolutistischen. Der Fehler dabei ist, daß sowohl der Staatschef wie der Ministerpräsident und die Ministerkollegen und schließlich auch das ganze Parlament die Zügel der Diplomatie mehr und mehr dem altbewährten Vertrauensmann überlassen, daß die Neigung, sich in diese Dinge einzumischen, mit den Kenntnissen des Gewebes der internationalen Beziehungen schwindet, und daß sich dann, wie es in den letzten Jahren mehrfach vorgekommen ist, die Volksvertretung plötzlich Abmachungen mit andern Staaten gegenübergestellt sieht, deren Einleitung sie nicht genügend beobachtet und die nun als fait accompli nicht ohne Verstimmungen nach außen rückgängig gemacht werden können, so wenig sie auch den Beifall der Mehrheit haben. Es sei hier nur an die Reden nach dem Abschluß des ersten Siamvertrags und die Vorwürfe der Kammer wegen einer Reihe von Punkten im englisch-französischen Kolonialabkommen vom 8. April 1904 erinnert. Alle diese Bemerkungen hindern aber nicht, anzuerkennen, daß Delcassé der Minister für die auswärtigen Angelegenheiten ist, wie Frankreich ihn braucht. Seine Stellung hat er sich nicht durch ungewöhnliche Gaben errungen. Seine staatsmännische Bedeutung reicht nicht über das Mittelmaß hinaus, und sogar die dritte Republik, die nicht durch Reichtum an politischen Köpfen ersten Ranges verwöhnt ist, hat klügere, feinere und weiterschauende Männer an seiner Stelle gesehen. In einer Zeit politischen Epigonentums nicht nur in Frankreich besticht er immerhin durch manche Vorzüge, die nicht unterschätzt werden dürfen. Er hat die Kunst begriffen, die Bismarck so hoch schätzte, die Kunst, das im Augenblick Mögliche richtig zu erkennen, und die Gelegenheit abzuwarten, die der Erreichung dieses Möglichen die besten Aussichten bietet. Er ist ferner nicht ein Mann weltumspannender Ideen, aber er hat ein Ziel, und dieses Ziel hält er mit Zähigkeit im Auge und läßt sich nicht durch die kaleidoskopisch wechselnden Bilder des Tages, nicht durch ideologische Phrasen und nicht durch populäre Launen und Sentimentalitäten in der nüchternen Arbeit zur Erreichung dieses Ziels hindern. Hierin liegen zum Teil seine Erfolge begründet. Zum andern, größern Teil aber darin, daß dieses sein Ziel dem innersten politischen Instinkte des Volkes entspricht, wenn es auch den breiten Massen nicht mit Klarheit zum Bewußtsein kommt: das Ziel, die politische Entwicklung des festländischen Europas seit 1870/71 rückgängig zu machen, Frankreich die alte Vorherrschaft im Abendlande zu geben und den deutschen Einfluß in aller Welt nach Kräften zurückzudrängen und wenn möglich ganz zu vernichten. Die deutsch-französische „Frage“ bleibt der Mittelpunkt, der Angelpunkt der französischen Politik; nur von hier aus können alle Kreuz- und Querzüge der französischen Diplomatie und ihre scheinbaren Widersprüche erklärt werden.

Wir möchten gern unser älteres Konto mit dem westlichen Nachbarn durch den Frankfurter Frieden als abgeschlossen betrachten, und doch sind wir gezwungen, auch unsere gesamte Politik, die sich mit ungeteilter Kraft neuen und drängenden Aufgaben zuwenden möchte, mit dem Bleigewicht unwandelbaren Mißtrauens gegen die unaufrichtige, hinterhältige und rachsüchtige Politik des Volkes jenseits der Vogesen zu beschweren. Noch können wir die Stunde nicht absehen, wo wir den schweren Panzer etwas lüften und das Schwert aus der Hand legen dürfen. Jede Betrachtung der gegenwärtigen Stellung Frankreichs in den internationalen Verwicklungen muß deshalb notwendigerweise von einer Analyse der deutsch-französischen Beziehungen ausgehen und wird ebenso notwendig zu der Frage zurückführen: Wird die Kluft an den Vogesen nie geschlossen werden? So zäh die französische Politik gegen uns an ihren alten Zielen festhält, so ist doch auch sie der Entwicklung unterworfen und hat darum heute ein ganz anderes Aussehen als vor dreißig oder auch vor fünf bis zehn Jahren.

Die deutschen Anschauungen in diesen Dingen sind dank der widerspruchsvollen Berichterstattung in der Tagespresse meist sehr verwirrt. Will man Klarheit gewinnen, so heißt es zwei Dinge scharf trennen, die immer wieder durcheinander geworfen werden: das ist auf der einen Seite die Stimmung der beiden Völker zueinander im persönlichen Verkehr, und auf der andern Seite ihre rein politischen Wünsche und nationalen Leidenschaften, die ihren maßgebenden Ausdruck in der zünftigen Diplomatie finden, deren Sprache freilich meist nicht leicht zu verstehn ist, und die trotz der angeblichen Ehrlichkeit der neuen Schule doch noch immer nach Talleyrandschen oder gar Metternichschen Vorbildern arbeitet.

Es wäre vergeblich, leugnen zu wollen, daß das Verhalten des französischen Volkes uns gegenüber seit zehn Jahren, besonders aber seit der letzten Weltausstellung in einer Umwandlung begriffen ist. Man braucht diese Tatsache nicht zu überschätzen, da man ja immer noch nicht weiß, ob diese Veränderung nicht rein oberflächlich ist. Es ist ein Fortschritt gegen die wüsten Auftritte der siebziger Jahre, bedeutet aber an sich doch noch nicht so sehr viel, wenn man heute ungeniert auf den Boulevards deutsch sprechen und seine deutsche Zeitung lesen kann, wenn den deutschen Bierhäusern nicht mehr die Fenster eingeworfen werden, und wenn der Pariser sein Glas Münchner trinkt, ohne wie früher nur bei dem Wort schon Symptome von Tollwut zu zeigen. Daß er den edeln Gerstenjaft dabei nicht nach der deutschen Brauerei sondern nach dem französischen Importeur nennt, sind noch so Reminiszenzen von früher. Die Begeisterung für den so unfranzösischen Wagner halten wir nicht für echt, aber es ist doch schon immer etwas, wenn nicht bei jeder Tannhäußeraufführung einige Kompagnien Municipalgarde aufziehen müssen, um den Garnierschen Brunnenbau vor der Verwüstung durch erhitze Patrioten zu retten. Bei großen wie kleinen Ausstellungen vermeidet man, die deutschen Farben neben denen anderer Nationen sehen zu lassen, deutsche Staatspapiere werden an der Pariser Börse nicht gehandelt, und um im vergangenen Jahre die alte gute „Fledermaus“ den Leuten mundgerecht zu machen, erzählte man in der Presse lang und breit, daß Meister

Strauß beileibe kein Preuße gewesen, sondern aus Wien sei, woran man eine Beschreibung der Donaufstadt knüpfte, die in den ohnehin geographisch nicht ganz taktfesten Parisern die Überzeugung erwecken mußte, daß das österreichische Paris nicht weit hinter Charenton oder Vincennes zu suchen sei. Noch immer spricht man von den Leuten „jenseits des Rheins.“ Noch immer bringen die Zeitungen elsäß-lothringische Nachrichten nicht unter Deutschland. Das sind so Einzelheiten, die man zu Duzenden vermehren könnte, und die beweisen, daß man noch keineswegs alle Vorurteile abgestreift hat, und daß man sich den Preußen noch immer gern als unmanierlichen Philister ausmalt mit Brille und Tabakpfeife oder als im wesentlichen jederzeit betrunkenen Korporal, der alle Zivilisten und mit Vorliebe seine Frau braun und blau prügelt. Was sich so sehr geändert hat, das ist in der Tatsache zu sehen, daß man den ehrlichen Willen hat, diese Vorurteile fallen zu lassen und den Deutschen kennen zu lernen, wie er ist. Wenn heute alle Welt im „Baudeville“ Beyerleins Zapfenstreich gesehen und die „echten“ Manenuniformen bewundert haben will, so ist das noch kein Zeichen von nachlassender Spannung. Diese Theaterkarikaturen können nur ganz falsche Vorstellungen erwecken und neue Vorurteile wachrufen. Aber die wachsende Zahl von Franzosen, die über die Vogesen zieht, um Land und Leute wirklich kennen zu lernen, die zahllosen und zum Teil sehr verständigen Bücher und Schriften über Deutschland, die in den letzten Jahren hier erschienen sind, die Hochschulkurse über Deutschland und deutsche Kultur, die gewaltig steigende Schülerzahl für deutschen Sprachunterricht: das alles sind Symptome, die hohe Beachtung verdienen. Die kriegerischen Siege Deutschlands haben den Nachbarn hassen gelehrt, der neue Siegeszug deutscher Intelligenz, deutscher Industrie, deutschen Geistes in Kunst und Wissenschaft übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf dieses Volk aus und verwandelt den Haß gegen den blutdürstigen Räuber von 1870 in Neid, aber auch in ehrliche Bewunderung, in sympathische Anerkennung sogar. Der Deutsche ist auch heute noch in Frankreich Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, aber nicht mehr des Volkshasses, und wenn die deutsche Kolonie in Paris mit ihren 60 000 bis 70 000 Angehörigen so wenig hervortritt, so liegt das an den Deutschen selbst, die sich ängstlich verbergen, anstatt die Stellung zu verlangen, die ihnen in diesem Völkerchaos an der Seine zukommt, und die der Franzose ihnen nicht mehr verweigern würde. Es ist sehr bezeichnend, daß gute Franzosen Worte, die einst, auf den Preußen gemünzt, die Volksmassen zu wahnsinniger Wut aufpeitschten, heute in lachender Selbstironie über vergangne Torheiten brauchen. Man hat den Pendulendieb und Frauenschänder von 1870 als anständigen Mann kennen gelernt und sieht, wo das Eis einmal gebrochen ist, daß man sich mit dem teutonischen Nachbarn vielleicht besser verständigen könnte, als mit dem im Grunde genommen unausstehlichen „English,“ dem unappetitlichen Kosaken oder den armen lateinischen Bettlern. Um diese Gesinnungsänderung vor sich selbst zu rechtfertigen, macht man dann den Zusatz: . . . aber es müßte der Deutsche Kants, Goethes und Schumanns sein, und nicht der Bismarcks, Moltkes, Krupps oder Siemens. Und dann kommt die alte Frage — sie klang einst haßsprühend und zornerfüllt, sie klingt heute nur

vorwurfsvoll, fast traurig —: Warum hat uns Deutschland 1870 überfallen, warum hat es unser Vaterland so grausam verstümmelt? Die Schatten des „schrecklichen Jahres“ erheben sich zwischen Deutschen und Franzosen. Die Hand, die sich eben ausgestreckt hatte, zieht sich wieder zurück. Der Traum ist aus, der kalte graue Tag ist da, und die Politik der Wiedervergeltung hat das Wort. Immer wieder gerät der Deutsche in Gefahr, entzückt von den Reizen dieses verführerischen Landes und gefangen von dem anziehenden Wesen seiner Bewohner, zu vergessen, daß Frankreich nur darauf wartet, uns die Früchte von 1870 wieder zu entreißen, und daß wir nur dann vor ihm sicher sind, wenn es zu schwach zum Angriff bleibt.

Auch heute noch ist es der glühende Wunsch der Nation, für den kein Opfer zu schwer sein würde, die Glanzzeiten des Sonnenkönigs und des ersten Napoleons wieder herbeizuführen. Aber man beschränkt sich „realpolitisch,“ man will Frankreich in dem Bestand und dem Prestige sehen, die es vor 1870 hatte. In den siebziger Jahren war die Bedingung dabei blutige Vergeltung; nur ein Krieg konnte die Schmach Sedans und des Falls von Paris auslösen. Die Zeiten haben sich geändert; man sieht, daß Frankreich allein mit Deutschland nicht mehr anbinden kann, und bisher hat weder Rußland noch England Lust gezeigt, mit den Rothosen verbündet in Berlin einzuziehen, nur um da das Frankfurter Friedensinstrument zu zerreißen. Man wäre auch heute noch bereit, über uns herzufallen, wenn wir nach anderer Seite uns unsrer Haut zu wehren haben, aber seit man nach den Erfahrungen von Gravelotte und Mars-la-Tour des Kriegsglücks nicht mehr so sicher ist wie früher, liebt man es, sich in die Toga des friedliebenden Republikaners zu hüllen und mit Verachtung vom Waffenhandwerk zu sprechen, das nur barbarischen Völkern Freude machen könne. Dabei rüstet man fieberhaft, und die Chauvinisten würden die Republik jedem abenteuernden General opfern, der Revanche verspräche. Aber die Hochfinanz gibt heute den Ton an, und auf der andern Seite der sozialistische Arbeiterstand, der bäuerliche Besitz. Diese Klassen wollen allerdings von einer kriegerischen Revanche im Sinne der Nationalisten nichts wissen. Sie erwarten die Vergeltung auf friedlichem Wege. Diese neue Schule hat zwei Führer, die eigentlich kaum in einem Atem zu nennen sind, die aber doch in dieser Beziehung zusammen gehören: Saurès und Delcassé. Der Sozialistenführer erwartet die Lösung der elsass-lothringischen Frage von der zukünftigen europäischen Demokratie, die alle Grenzschlagbäume umstürzen wird; er bleibt aber trotzdem dabei, daß Elsaß-Lothringen von Rechts wegen an Frankreich wieder herauszugeben ist. Herr Delcassé erwartet dasselbe Resultat von einem Zusammenwirken aller europäischen Mächte, die sich schließlich zu einer großen Koalition Raunitz mit Hinzunahme Englands gegen Deutschland vereinigen werden. Wir haben es hier nicht mit den in Deutschland leider so überschätzten Phantasien des Herrn Saurès, sondern mit den sehr realpolitischen Plänen des Herrn Delcassé zu tun. Das isolierte Deutschland soll durch den Druck aller gegen es vereinigten Staaten gezwungen werden, einen neuen Vertrag mit Frankreich zu schließen, der die Ergebnisse von 1870/71 austreicht. Die andern Völker mögen sich dann nach Belieben von dem ohnmächtig am Boden liegenden

Deutschland nehmen, was ihnen beliebt. Wir wissen nicht, ob die Revanche des alten Modells, die ehrlich sagte, was sie wollte, nicht diesem vertrackten heimtückischen „System Delcassé“ vorzuziehen war. Jedenfalls muß man aber immer wieder davor warnen, diese neue Einkleidung der alten rachsüchtigen Politik für einen so gewaltigen Fortschritt zu halten. Haben sich die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich gebessert, so haben sich die politischen Beziehungen in ihrem eigentlichen Wesen nicht viel verändert, so sehr auch die höfliche Korrektheit des diplomatischen Verkehrs zwischen Berlin und Paris anerkannt werden muß. Ja man kann sagen, die Ferry und die Hanotaux waren ehrlichen Ausgleichsgedanken näher, als es Herr Delcassé ist. Seit sechs Jahren haben wir politisch sogar einen Rückschlag zu verzeichnen.

Damals war man in Paris zu einer Verständigung mit Deutschland wenigstens in überseeischen Dingen geneigt. Herr Delcassé brach alle sich darauf beziehenden Versuche einer Fühlung, die in den Tagen von Tschoda nahe genug lag, ab und entschied sich für den Anschluß an England gegen Deutschland, anstatt des umgekehrten Wegs, den sein Vorgänger einzuschlagen bereit schien. Die Ära Delcassé, die heutige französische Auslandspolitik, richtet ihre Spitze unverhüllter als seit Jahren gegen Deutschland. Sie arbeitet auf die Isolierung des Deutschen Reichs und ist nur deshalb friedlich, weil sie hofft, ihr Ziel auf diesem Wege mit geringern Opfern zu erreichen als in einem Kriege. Es ist wahr, man spricht nicht mehr gern von der Revanche und von einem deutsch-französischen Kriege der Zukunft. Man spricht von dem „Kult der Erinnerungen,“ von den „unverjährbaren Hoffnungen,“ von den „Verheißungen kommender Tage“ usw. In diesen Floskeln kann man erkennen, daß die Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Zusammenstoßes mit Deutschland nicht mehr aufrecht erhalten wird, daß aber der Vergeltungsgedanke auch durch nebelhafte Prophezeiungen mit allen Mitteln gestärkt werden soll. Das ist die Taktik, die schon Gambetta anwandte, der mit seinen zweideutigen Sprüchen die unklaren Empfindungen der Massen immer wieder zu wilder Begeisterung anzustacheln wußte. Es liegt das an der, im vulgären Sinne des Wortes, jesuitischen Erziehung dieses Volks, dessen bessere, stärkere und lebenswürdigere Hälfte in Wahrheit die weibliche ist, während die Männer entweder klerikal-reaktionäre oder atheistic-jakobinische Schüler des Ignaz von Loyola sind und bleiben. Von diesem Jesuitismus war der Jude Gambetta völlig durchdrungen. Man sehe sich doch seine über Gebühr gepriesenen Reden an. In seiner berühmten Cherbourger Rede sagte er: „Die großen Ausgleichungen können auch durch das Recht kommen; wir oder unsre Kinder dürfen auf sie rechnen, denn die Zukunft ist niemand versagt. Wenn unsre Herzen für etwas schlagen, so ist es nicht für ein blutiges Ideal, sondern für den Gedanken, daß was von Frankreich bleibt, uns ganz bleibt, daß wir auf die kommenden Tage rechnen können und wissen, daß es in den irdischen Dingen eine immanente Gerechtigkeit gibt, die zur rechten Zeit kommen wird.“ Ein andermal sprach er: „Nicht nur das Schwert vermag gordische Knoten zu trennen, und nicht nur die Gewalt vermag Aufgaben der äußern Politik zu lösen. Auch der Geist des Rechts und der Gerechtigkeit hat

sehr wohl seine Bedeutung.“ Das ist der Gedankengang des *Pensons-y toujours et n'en parlons jamais*. Die berühmte *héroïque folie* der Volksmassen ist nicht mehr, die lieber heute als morgen den Stahl in das verhaßte Preußenherz senken wollte, aber der Vergeltungstrieb der maßgebenden politischen Kreise ist geblieben, wenn er sich auch mit modernen Ideen verbrämt. Es ist Geist vom Gambettaschen Geist, wenn der heutige Minister des Innern, Eugène Etienne, schreibt, „daß eine unverletzliche Forderung der Vergeltung noch keineswegs notwendigerweise ein Kriegsruf ist, daß die Wiederherstellung des Rechts noch durchaus nicht gleichbedeutend mit dem Appell an die Gewalt, und daß schließlich Frankreich keineswegs zu dieser einen Alternative unvermeidlich gedrängt wird, zwischen dem kalten Verzicht, der mit einem Strich eine schmerzvolle Vergangenheit löscht, und einer blinden Rache wählen zu müssen, die das Land vorzeitig in ein Abenteuer reißen könnte.“ Wir glauben, daß diese Worte eines als sehr gemäßigt bekannten Politikers genügen, die Illusionen unsrer guten Leute aber schlechten Musikanten, die Frankreich à tout prix versöhnen wollen, zu vernichten. Wenn der frühere Minister des Äußern und vortreffliche Historiker Gabriel Hanotaux in seiner „Geschichte des zeitgenössischen Frankreichs,“ von der soeben der zweite Band erschienen ist, erklärt, es sei ein Irrtum Deutschlands, seine ganze Politik auf eine etwaige Ranküne Frankreichs einzurichten, an die in Wahrheit kein Mensch in der Republik denke, es sei dies ein Irrtum, den das zur „fixen Idee“ gewordene Mißtrauen Bismarcks gegen Frankreich genährt und wachgehalten habe, so glauben wir gern, daß Hanotaux und viele seiner Landsleute in der Tat einen ehrlichen Ausgleich mit uns wollen. Hanotaux ist aber nicht mehr Minister, an seiner Stelle sitzt Delcassé. Heute dürfte kein verantwortlicher Staatsmann die Worte aussprechen, die in den siebziger und den achtziger Jahren möglich waren: „Frankreich muß auf Elsaß-Lothringen ein Kreuz setzen,“ und: „Wir dürfen nicht weiter wie hypnotisiert auf das Loch in den Vogesen starren.“ Waldeck-Rousseau, der Stärkste von allen seit Gambetta, hätte vielleicht das Experiment wagen können; aber seine Begegnung mit Kaiser Wilhelm in den nordischen Gewässern machte ihn schon für die Chauvinisten zum gezeichneten Mann und ließ den Argwohn gegen ihn und seine patriotische Zuverlässigkeit ins Kraut schießen. Es ist unfähiglich niederdrückend, von hier aus zu beobachten, wie Deutsche die französische Freundschaft mit dem Opfer Elsaß-Lothringens oder eines Teils der Reichslande zu erbetteln suchen. Dieses Gebaren ist aber auch ganz unklug, denn auch mit dem Wiedergewinn der „geraubten Provinzen“ wäre Frankreichs Vergeltungsdurst nicht befriedigt. Man will die Vorherrschaft in Europa wieder haben und träumt von der Rheingrenze. Der Mann, der in der Sorbonnekirche von seiner Lebensarbeit ausruht, Richelieu, einer der gewaltigsten Politiker aller Zeiten und einer der gefährlichsten Gegner, die Deutschland je gehabt hat, er gibt den wahren Patrioten die Parole: „die Wiederherstellung der Rheingrenze.“ Das ist kein Fastnachtscherz, das ist ein ernsthafter Gedanke ernst zu nehmender Staatsmänner, und kein Geringerer als Paul Deschanel, der ehemalige Kammerpräsident und Mitglied der Akademie, hat sich offen für dieses Ziel ausgesprochen. Wollen unsre Versöhnungsfanatiker vielleicht nach

Strasburg und Metz noch Köln, Mainz und Aachen der roten Marianne zu Füßen legen? Man kann als Mensch die stärksten Sympathien für Frankreich haben, und diese Nation verdient sie vielleicht gerade wegen ihres hochgemuten Patriotismus, als deutscher Politiker hat man aber keine Wahl: solange das französische Volk nicht ehrlich die im Frankfurter Frieden festgelegte Gestaltung der Dinge als für alle Zeiten maßgebend anerkennt, müssen wir den französischen Einfluß in politischen Dingen mit allen Mitteln und überall bekämpfen, denn nur ein ohnmächtiges Frankreich ist ein friedlicher Nachbar.

Bei dieser Sachlage ist es erklärlich, daß man hier in Paris mit fast kindischer Eifersucht über die Grenze starrt und alles mit Argwohn, mit Neid oder mit Schadenfreude betrachtet, was bei uns passiert: Mißtrauen und Hohn für die deutsch-amerikanische Annäherung, doppeltes Mißtrauen gegenüber den Freundschaftsbeweisen zwischen Berlin und Petersburg, leidenschaftliche Parteinahme für die Polen in Preußen, für die Tschechen in Böhmen, die man nicht kennt, für die Italiener in Tirol, Schadenfreude über die deutsch-englische Verfeindung, Verhimmelung des edeln Castro von Venezuela, Beunruhigung über die Gesandtschaft nach Abessinien, gehässige Verunglimpfung der deutschen Balkanpolitik, Intriguen gegen die Bagdadbahn, die ewigen Protektoratszänkereien. Deutsche sind es, die die Revolution im Zarenreich anzetteln, um Rußland in Deutschlands Arme zu jagen, Deutsche haben den ostasiatischen Krieg geschürt und einst die Tage von Peking verschuldet. Deutschland lauert auf den Zusammenbruch Oesterreichs, spekuliert auf Triest und Saloniki und wird demnächst Holland und die Schweiz verschlingen. Deutschland macht alle Schwierigkeiten in Marokko und verfeindet den Sultan mit der Republik. Die bulgarischen Wirren: Berliner Mache, die Armenierschlächtereien: Berliner Mache. Die ewigen Streiks in den französischen Häfen: nur im Interesse Deutschlands. Der Simplontunnel: nur im Interesse Deutschlands. Die Konkurrenz Genuas gegen Marseille durch das deutsche Kapital unterstützt. Kommt der Kronprinz nach Cannes oder Prinz Heinrich zum Automobilrennen um den Gordon-Bennettpreis, so ist eine Beleidigung des patriotischen Gefühls; kommen sie nicht, so ist auch eine Beleidigung, denn man traut Frankreich Mangel an Höflichkeit zu. Siegen die Hereros: man sieht, daß es mit dem deutschen Heere nicht mehr weit her ist, und daß die Bille und Baudissin Recht haben; gehn die Deutschen energisch vor: ha, die brutalen Barbaren. So wars beim Kohlenarbeiterausstand, so ist mit den Handelsverträgen, über die man einen Lärm schlägt, als wenn Frankreich dadurch das bitterste Unrecht zugefügt wäre. Und so gehts auf Schritt und Tritt. Ein ruhiges Hineindenken in die deutsche Politik ist den Staatsmännern hier heute noch ebenso unmöglich wie vor dreißig Jahren. Die Stagnation in der Volksvermehrung Frankreichs ist womöglich auch eine Niedertracht Preußens. Denn also ist in dem sehr ruhigen und ernstesten Eclair zu lesen: „Jedes Jahr, wenn das Journal officiel die französische Bevölkerungsstatistik veröffentlicht, reiben sich die Deutschen die Hände, und ihr Kaiser sagt lachend: Wieder eine Schlacht gewonnen, und noch dazu eine, die uns nichts kostet.“ Wir sind gar nicht so schlecht, wie wir aussehen, und machen den Franzosen einen Vorschlag zur Güte, der unsre Freundschaft-

lichkeit beweisen mag: Wie wärs, wenn jede Französin einen blonden Ostelbier und unsre rheinischen und märkischen Mädchen Franzosen heirateten? Vielleicht könnte dann der König von Preußen nicht mehr solche Siege im Journal officiel einheimfen. Es ist schwer, über diese Dinge keine Satire zu schreiben. Der beliebteste Tummelplatz chauvinistischer Spielereien bleibt natürlich das Reichsland. Die Korrespondenten der Pariser Blätter in Metz und in Straßburg schreiben sich fast die Finger wund über die angeblichen Dummheiten, die von der deutschen Verwaltung begangen werden. Wenn dann die Reden der ehemaligen Protestler in dem Landesausschuß beweisen, daß die Versöhnung mit der Annexion eine fast vollendete Tatsache ist, will man das nicht glauben, und wenn so klassische Zeugen wie die Gebrüder Margueritte, die Söhne des 1870 gefallnen tapfern Generals, bestätigen, daß man in Elsaß-Lothringen nichts mehr von Rückkehr zu Frankreich wissen will, so sind die eben noch gefeierten Romanschreiber plötzlich erbärmliche Sans-patrie und werden totgeschwiegen.

Diese Stimmungen sind es, die das französische Volk beherrschen, diese Stimmungen sind es auch, die Delcassé leiten und seiner Politik und der der französischen Regierung das eigentliche Gepräge geben. Nach wie vor ist das Bündnis mit Rußland der Haupttrumpf im französischen Spiel. Freilich, die Tage sind nicht mehr, wo sich russische Matrosen auf den Boulevards vor den Zärtlichkeiten der halbtollen Volksmenge und seidenrauschender, patrschuliduf-tender Damen kaum retten konnten. In dem damaligen Jubel zeigte sich einmal die berechtigte Genugtuung darüber, daß die Republik durch die Allianz mit dem autokratischsten und gefürchtetsten Fürsten Europas in der Familie der zivilisierten Völker als gleichberechtigtes Glied anerkannt war. Die Jahre der Trauer waren vorüber, und Marianne konnte ihre Tränen trocknen. Jedermann gönnte ihr diese Freude, denn es gehört zu den Privilegien dieses so verschwenderisch von der Natur bevorzugten Volks, eigentlich keine Feinde zu haben. Auch Deutschland hätte die Erstarkung der Nachbarin mit Wohlwollen beobachten können, wenn es nicht aus frühern Zeiten die Erinnerung daran bewahrt hätte, daß die belle France nur dann verträglich bleibt, wenn sie zum Beißen keine Kraft hat. Außerdem genierte man sich in Paris auch nicht im mindesten, in alle Welt hinauszuschreien, daß der franco-russische Liebesbund erst auf den zertretenen Feldern Deutschlands seine Weihe erhalten würde, wenn die angebliche Schmach Galliens in Strömen deutschen Bluts abgewaschen sei; wenn Kosak und Spahi sich in Berlin die Hand reichen und dem Erdbreis verkünden könnten: „Das Deutsche Reich war; es hat Frankreich beleidigt; das Deutsche Reich ist nicht mehr.“ Das Russenbündnis ist heute dem Volke keine Herzenssache mehr. Das zeigte mit aller wünschenswerten Deutlichkeit das Verhalten des „Mannes auf der Straße“ gegenüber dem Krieg in Ostasien. Das feste Draufgängertum der Japaner fand erst schüchterne, dann immer lautere Bewunderung, während das Mißgeschick Rußlands im Felde und dann die innern Erschütterungen des Zarenreichs die ehemalige Überschätzung des Moskowitzertums in eine ebenso unberechtigte Unterschätzung wandelten. Man hielt es nicht einmal für der Mühe wert, sich die endlosen Schwierigkeiten der russischen

Kriegsführung in der Mandschurei zu vergegenwärtigen, ebensowenig wie die eigentümlichen Verhältnisse des slawischen Riesenreichs im Innern. Das Urteil über den einst vergötterten Zaren war fertig, und nur der guten Disziplin der vernünftigen Presse ist es zu danken, daß nicht das ganze Publikum in das wüste Geschrei der Sozialdemokratie in Massenversammlung und Presse mit einstimmt. Nur mit Mühe konnte Delcassé in der Deputiertenkammer gegenüber dem wütenden Gebaren der Sozialisten gegen den „Mörder“ und „Schlächter“ in Petersburg die Stimme der Vernunft zur Geltung bringen. Kein Zweifel, der gebildete Teil des Bürgertums folgt ebenfalls nur sehr kühlen Berechnungen, wenn er für Beibehaltung des Zweibundes eintritt. Man steigt in die Attikakammern vergangener Jahrhunderte, um die „Natürlichkeit“ des russisch-französischen Bündnisses nachzuweisen. Wie ehemals Türken, Polen und Schweden, so seien heute die Russen die gegebenen Waffengenossen gegen Deutschland. Das habe schon Peter der Große erkannt, der 1717 Philipp von Orleans ein Bündnis mit den Worten anbot: „Ich werde für Sie den alten Platz Polens, der Türkei und Schwedens einnehmen.“ Das habe auch Bismarck bestätigt, der im Jahre 1856 ein russisch-französisches Bündnis als in der Natur der Dinge liegend erklärte. Nun ist mit solchen Zitaten gemeiniglich sehr wenig anzufangen, da man leicht ebensoviel Aussprüche ausgraben kann, die das Gegenteil zu beweisen geeignet sind; auch gibt es keine feststehenden Wahrheiten in der Politik, bei der alles im rastlosen Fluß ist. Die Sully, Richelieu und Mazarin betrachteten sich als die gegebenen Verbündeten der deutschen Protestanten, insbesondere Brandenburgs. Will der von Delcassé inspirierte Temps, der das Kunststück, mit Rußland und England zugleich zu liebäugeln, täglich im Schweiß seines Angesichts übt, vielleicht auch die Politik dieser alten Meister der französischen Diplomatie als heute noch wegweisend betrachten? Wie dem auch sei, in solchen gewundenen Deduktionen spricht nüchterne Berechnung und keine warme Freundschaft. Darum glaube man aber ja nicht, daß der Zweibund für uns an Gefährlichkeit verloren habe. Rußland braucht nur zu winken, wenn es Frankreich wieder ganz beherrschen will: es kostet ihm nur eine Frontveränderung gegen Deutschland. Frankreich würde mit Freudentränen den Japanern, den Venezolanern, den Hottentotten in die Arme sinken, wenn diese für Revision des Frankfurter Friedens eintreten wollten, und es sollte die russische Bundesbrüderschaft verschmähen? Die Republik ist immer und in jedem Augenblick bereit, gegen Deutschland loszuschlagen, wenn sich eine dritte Macht bereit findet, ihr die elsass-lothringischen Kastanien aus dem Feuer zu holen und die Versicherungsprämie gegen ein neues Sedan zu zahlen. Jedoch die Annäherung Rußlands an Deutschland hat das Bild verändert; einem gegen Berlin marschbereiten Rußland würde man die Massacres von Petersburg gern verzeihen, über die man jetzt aus Rand und Band ist, weil man die Russen eben überhaupt nicht kennt.

(Schluß folgt)

